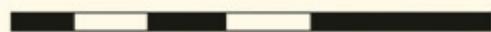


DIANA EVANS

»Es ist so gut,
dass es mir den
Atem geraubt hat.«
Dolly Alderton

**LEUTE
WIE WIR**

ROMAN



ATLANTIK

A



DIANA EVANS

»Es ist so gut,
dass es mir den
Atem geraubt hat.«
Dolly Alderton

**LEUTE
WIE WIR**

ROMAN



ATLANTIK

A

A

Diana Evans

Leute wie wir

Roman

Aus dem Englischen von Mayela Gerhardt

Atlantik

Ein Haus aus Glas erbaute ich
In ungezählten Tagen.
Einst war ich stolz, nun wünschte ich
Man würde es zerschlagen.

Doch seine Pracht ist eine Last
Kein Nachbar wirft den Stein
Aus Mietshaus oder Glaspalast
In dem er weilt, allein.

Edward Thomas

1

M & M

Anlässlich Obamas Wahl zum Präsidenten veranstalteten die Brüder Wiley eine Party in ihrem Haus im Londoner Stadtteil Crystal Palace, um seinen Sieg zu feiern. Sie wohnten in der Nähe des gleichnamigen Parks, in dem ein Sendemast in den Himmel ragt wie eine kleinere Version des Eiffelturms, streng und stählern bei Tag, rot und leuchtend bei Nacht; er blickt auf die umliegenden Stadtbezirke und die Landkreise dahinter und beherbergt zu seinen Füßen die Überbleibsel des ehemaligen Kristallpalastes in der grünen Landschaft: den See, den Irrgarten, die ramponierten griechischen Statuen, die erodierten Steinlöwen und die nach dem einstigen Wissenschaftsstand rekonstruierten Dinosaurier.

Ursprünglich stammten die Wileys von der Nordseite des Flusses, doch der Süden hatte sie mit seiner kreativen Energie und dem Charme der Armut gelockt (sie waren sich ihrer Privilegien wohlbewusst und wollten sich als spirituell darüber erhaben darstellen). Bruce, der ältere der Brüder, war ein erfolgreicher Fotograf, sein Studio auf der Rückseite des Hauses ein Labyrinth aus Licht und Dunkelheit. Sein jüngerer Bruder, Gabriele, war Ökonom. Sie waren in jeder Hinsicht das komplette Gegenteil: Bruce

war kräftig, Gabriele dünn, Bruce trank, Gabriele nicht, Bruce besaß keinen einzigen Anzug, Gabriele trug nichts anderes – doch Partys organisierten sie mit vereintem Einsatz und voller Hingabe. Als Erstes befassten sie sich immer mit der Gästeliste, auf der alle wichtigen, erfolgreichen und schönen Leute standen, die sie kannten, darunter Anwälte, Journalisten, Schauspieler und Politiker. Je nach Größe der Veranstaltung wurden weniger wichtige Gäste anhand einer Skala ausgewählt, die nach Rang, Beziehungen, Aussehen und Persönlichkeit gestaffelt war und die von den Brüdern in ihrem Wintergarten durchgegangen wurde, in dem sie den Großteil ihrer abendlichen Besprechungen abhielten. Zu dem speziellen Anlass würden sie mehr Leute einladen als gewöhnlich, denn es sollte ein rauschendes Fest werden. Nachdem die Gästeliste fertig war, verschickte Gabriele die Einladungen per SMS.

Als Nächstes organisierten sie die drei wesentlichen Zutaten: Getränke, Speisen und Musik. Die Party war für den Samstag unmittelbar nach der Wahl angesetzt, also blieb ihnen nicht viel Zeit. Sie kauften Champagner, Macadamianüsse, Chickenwings und mit Paprikapaste gefüllte Oliven, während sie immer wieder die Highlights ihrer schlaflosen Dienstagnacht Revue passieren ließen, in der sie Zeuge geworden waren, wie die blauen Staaten die roten geschluckt hatten, wie Jesse Jackson im Grant Park die Tränen übers Gesicht gelaufen waren und wie die vier Obamas hinter einer schussicheren Glaswand siegreich

die Bühne betreten hatten. Und dann dieses Wetter am nachfolgenden Tag, so klar und blau, und das im November, und die Leute – Fremde – blickten sich offen an, lächelten und grüßten einander, in London! Als sie ihre Playlist für den DJ zusammenstellten, malten sie sich aus, wie die Klänge von Jill Scott, Al Green und Jay-Z aus dem Weißen Haus heraushallten. Zur Schalldämmung und zum Schutz der Möbel schoben sie im Wohnzimmer Spanplatten vor die Bücherregale aus Metall und bedeckten das Nussbaumparkett mit ausrangierten Teppichen. Das Chris-Ofili-Gemälde ließen sie an der mittleren Wand hängen, das Sofa mit den Wurfkissen darunter blieb ebenfalls stehen, aber die meisten Möbel räumten sie beiseite. Gabriele heftete einen Zettel an den Badezimmerspiegel, der die Gäste freundlich darauf hinwies, dass dies ein privates Haus sei und kein Nachtclub.

Dann trafen die Gäste ein. Sie strömten von überall herbei, aus den Ortschaften jenseits der Themse und den Wohnblocks an der A205, aus den Außenbezirken und den umliegenden Straßen. Sie trugen Kunstfellmäntel zu Skinny Jeans, Glitzersandalen und auffällige Hemden vom Oxford Circus. Auch sie waren am Dienstagabend lange wach geblieben, um zu sehen, wie Blau Rot schluckte und wie die Obama-Töchter in ihren kurzen, maßgeschneiderten Kleidern und festlichen Schuhen die Bühne betraten, und ihr Anblick hatte bei vielen Zuschauern die Erinnerung an die vier kleinen Mädchen wachgerufen, die fünfundvierzig Jahre zuvor in einer Kirche in Alabama bei einem vom Ku-

Klux-Klan verübten Bombenanschlag ums Leben gekommen waren. Vielleicht war das der Auslöser für Jesse Jacksons Tränen gewesen: dass Obamas Töchter in die brennenden Fußstapfen jener Mädchen traten - und es war unmöglich, diesen Fortschritt in der Geschichte mitzuerleben, ohne zugleich die alten, entsetzlichen Bilder vor Augen zu haben, weshalb die Feier zugleich eine große Wehklage war. In jener Nacht fanden in ganz London Partys statt, in Dalston, Kilburn, Brixton und Bow. Der Verkehr rauschte in beiden Richtungen über die Themse hinweg, und von oben betrachtet erschien der Fluss wie von schnellen Lichtstreifen durchzogene Schwärze. Afros wurden mit Gloss zum Glänzen gebracht und Kinnbärte getrimmt. Wolken aus Parfum und Haarspray hingen verloren unter den Zimmerdecken, als nach und nach die Gäste eintrafen, ihre Autos im Schatten des Sendeturms parkten, ihre Oyster Card vor die Ticket-Schranken der Haltestelle Crystal Palace hielten und, beladen mit Malbec-, Merlot-, Whiskey- und Rumflaschen, zum Haus schlenderten. Gabriele nahm sie mit seinen schlanken Händen in der von Spotlights erleuchteten Küche entgegen, die einem Bienenstock glich. Bruce stand an der Tür und empfing die Gäste so lange, bis er sich den Freuden des Trinkens hingab. Immer mehr Gäste strömten herbei, gut gelaunte Männer in schicken Sneakers, Frauen mit verschiedenen Variationen künstlicher Haarpracht, deren Locken, Zöpfchen oder lange glatte Strähnen ihnen über den

Rücken wallten, während sie wie eine Schar Beyoncé in die Musik hineinschritten.

Ein Paar, Melissa und Michael, kam in einem roten Toyota Saloon vorgefahren. Sie kannten die Brüder aus dem Medienumfeld, Michael hatte Bruce beim Studium an der SOAS kennengelernt. Michael war groß und kräftig, hatte ein schmales, stoppliges Kinn und schöne Augen, sein von Natur aus dickes und glänzendes Haar, das er irgendeinem fernen indischen Vorfahren verdankte, war so knapp über dem Schädel geschoren, dass es fast verschwand. Er trug eine weite schwarze Jeans, ein elegantes graues Hemd und hippe Sneaker, deren weiße Sohlen beim federnden Gang immer wieder aufblitzten und verschwanden, dazu eine kastanienbraune Lederjacke. Melissa trug ein malvenfarbenes Seidenkleid mit schwingendem Boho-Saum, limettengrüne Riemchensandalen mit Keilabsatz und einen schwarzen Cordmantel mit Umschlagkragen. Sie hatte ihren Afro vorn zu schräg verlaufenden Cornrows geflochten, das übrige Haar trug sie offen, hatte es aber mit etwas S-Curl-Gel gebändigt. Ihre Frisur umrahmte ein kindlich anmutendes Gesicht mit einer hohen Stirn und Augen, die verschmitzt-verletzlich in die Welt blickten. Zusammen boten sie ein Bild vertrauter, vergänglicher Schönheit – sie waren ein Paar, nach dem sich die Köpfe umwandten, doch aus der Nähe betrachtet offenbarten ihre Gesichter Schatten, stumpfe, unebenmäßige Zähne und die ersten Falten. Sie waren am äußersten Ende ihrer Jugend angelangt, an dem

Punkt in ihrem Leben, an dem sich der Verfall des Alters schrittweise zu offenbaren beginnt, die Beschleunigung der Zeit, das Anhäufen von Jahren. Sie beharrten auf ihrer Jugend. Sie krallten sich mit beiden Händen daran fest.

Jetzt mischten sie sich ins Wiley-Getümmel, wo Gabrieles schwangere Verlobte Helen ihnen die Mäntel abnahm, die von zwei jugendlichen Neffen in Hosen mit Bügelfalten in ein Zimmer im Obergeschoss weiterbefördert wurden. Die Obamas hatten das Handabklatschen salonfähig gemacht, und die Stimmung war entsprechend klatschfreudig. Schultern wurden geklopft, Wangen getätschelt und küsst, immer wieder wurde über den Dienstagabend gesprochen und über die Tage, die seitdem vergangen waren, wie anders die Welt jetzt war und dabei genau wie vorher. Währenddessen wummerte die Musik laut von der Tanzfläche herüber: »Love Like This« von Faith Evans, »Breathe and Stop« von Q-Tip. Der Erfolg einer Party lässt sich häufig an der Wirkung von Kris Kross' »Jump« auf die Gäste ablesen – ob und wie lange sie während des Refrains mithüpfen. Auf dieser Party wurde alles gegeben, der DJ ermutigte die Leute zum Hüpfen, wenn im Song »jump« gerufen wurde, oder ihr Feuerzeug zu schwenken, wenn ein anderes Stück dazu aufforderte, und dazwischen rief er immer wieder »Obama!«, manchmal zum Takt der Musik. Daraus entwickelte sich ein Rede-und-Antwort-Spiel, die Menge wiederholte den Namen, sobald sie ihn hörte, und falls dem DJ danach war, wiederholte er ihn nochmals oder rief »Barack!«, woraufhin ihm von der Tanzfläche die

entsprechende Antwort entgegenschallte. Bei alledem war eine subtile Stimmung der Ernüchterung spürbar, ein Kontrast zwischen dem glanzvollen Augenblick und den Problemen der Realität, denn dort draußen gab es junge Männer, die anderswo Obamas hätten sein können, sich hier aber gegenseitig erschossen, und Mädchen, aus denen Michelles hätten werden können.

Die Hitze staute sich, während die Nacht voranschritt. Körper lehnten sich hilflos überhitzt aneinander, und das Einzige, was zu existieren schien, war die wogende Dunkelheit, die Musik. Ein Stück begann mit Mariah Careys Lachen und einer Diskussion mit Jay-Z darüber, an welcher Stelle eingesetzt werden sollte, ein anderes mit einem Gespräch zwischen Amy Winehouse und Mark Ronson, in dem sie sich für ihr Zuspätkommen entschuldigt. Dann folgte Michael Jackson, die schrillen Riffs in »Thriller«, seine honigsüßen Klänge in »P.Y.T.«, und an diesem Punkt ging der Tanz in einen synchronen Twostep über, bei dem dreimal die Richtung gewechselt wurde, bevor man durch Anheben des linken Fußes zur Ursprungsposition zurückkehrte. Das war der Höhepunkt des Abends. Schließlich schaltete die Musik einen Gang herunter, wurde langsamer, die Menge dünnte sich aus, ermöglichte raumgreifenderes Tanzen oder versunkenes Wiegen zu inneren Rhythmen am Rand der Tanzfläche. Die Neffen liefen wieder die Treppen hinauf und hinunter und trugen die Mäntel in die andere Richtung. In einem langen nächtlichen Exodus kehrten die Leute in die Stadt zurück,

die Stimme heiser gebrüllt, die Haut nass geschwitzt, die Ohren vom Bass betäubt. Nachdem sich das Haus geleert hätte, würde Bruce, wie gewöhnlich, mit dem Trinken fortfahren, bis er bei Morgengrauen das Bedürfnis verspürte, sich augenblicklich hinzulegen, und auf dem Küchenboden einschlieft oder auf dem Sofa unter dem Ofen, und falls Gabriele frühmorgens die Treppe herunterkam, um ein Glas Wasser für Helen zu holen, schob er ihm ein Kissen unter den Kopf, deckte ihn zu, versetzte ihm einen kleinen Tritt und freute sich schon darauf, die Highlights ihrer Party mit ihm durchzugehen und zu überlegen, wer definitiv weiterhin auf ihrer Gästeliste stehen würde.

Gibt es eine bessere Gelegenheit für Liebe in den frühen Morgenstunden als eine wild durchtanzte Nacht? Überfällige Liebe. Küsse, Berührungen, die den elterlichen Pflichten inzwischen fast vollständig zum Opfer gefallen sind, dem kleinen Jungen, der ständig aufwacht, dem kleinen Mädchen mit seinen unzumutbaren Forderungen nach Cheerios-Frühstücksflocken in aller Herrgottsfrühe. Gibt es eine dringendere Verpflichtung, wenn das Haus endlich leer ist, eine ganze lange Nacht lang, dank der großmütigen Großeltern auf der anderen Seite des Flusses, als die, leidenschaftlich und wie von Sinnen zu kopulieren und einander daran zu erinnern, dass man mehr ist als Partner im mühseligsten Wortsinn, dass man immer noch – hoffentlich – ein Paar ist, ein Liebespaar? Die Dringlichkeit dieses Bedürfnisses war in dem roten Toyota Saloon

deutlich zu spüren, während sie den Sendeturm und den Obama-Jubel hinter sich ließen und die Westwood Hill hinunter in Richtung Bell Green fuhren. Melissa saß am Steuer, Michael angeheitert auf dem Beifahrersitz. Er stieß mit den Knien unten ans Armaturenbrett, während seine rechte Hand hoffnungsvoll auf Melissas Oberschenkel ruhte. Sie ließ ihn gewähren, obwohl er auf der Party nicht mit ihr getanzt hatte und obwohl er nie daran dachte, vor dem Geschirrspülen das Abtropfgestell auszuräumen, sodass bereits getrocknetes Geschirr wieder nass wurde; es machte sie wahnsinnig. Die scheußliche Innenverkleidung des Autos war kaum noch zu erkennen: ein verblichenes Muster aus glanzlosen grünen und violetten Blättern, das sie beim Kauf des Wagens notgedrungen gewählt hatten, weil es billig gewesen war. Nur die Sitze selbst waren dieser Hässlichkeit dank eines grauen Sitzbezug-Sets entkommen, mittlerweile abgenutzt durch den regelmäßigen Abrieb von Melissas und Michaels nebeneinanderreisenden Rücken.

In demselben Auto hatten sie dieses Jahr im Frühling, während die wohlige Erlösung des Aprils durch das offene Schiebedach hereinströmte, die Themse von Norden nach Süden über die Vauxhall Bridge überquert, auf dem Weg zu ihrem ersten Haus. Melissa war im sechsten Monat schwanger gewesen und hatte auch damals am Steuer gesessen, denn sie liebte Autofahren, den Nervenkitzel der freien Straße, die vorbeirauschende Luft; außerdem war für die riesige Friedenslilie, die mit der wahnwitzigen

Geschwindigkeit einer Bohnenranke im Wohnzimmer ihrer alten Wohnung in die Höhe geschossen war, nirgendwo Platz außer auf Michaels Schoß, wo ihr kein Babybauch im Weg war. Er hielt sie fest, damit sie nicht umkippte, ihre großen grünen Blätter und weißen tränenförmigen Blüten berührten das Dach, die Fenster, sein Gesicht. Jede verfügbare Ritze war mit ihren Habseligkeiten vollgestopft, mit den Bücherkisten, Kassetten und Schallplatten, mit ihren Kleidern, dem italienischen Espressokocher und der tschechischen Marionette, mit einem indigoblauen Gemälde von Tänzern in der Dämmerung, einem weiteren von Vögeln aus Tansania, mit der Ebenholzmaske vom Lekki-Markt in Lagos, Matrjoschkas, dem holländischen Gusseisentopf, dem runden Rattansessel, den gerahmten Fotos von Cassandra Wilson, Erykah Badu, Fela Kuti und weiteren musikalischen Helden, der Zickzack-Tischlampe, dem Küchengeschirr und ihrer Tochter Ria, die schlief, während Lichtdiamanten über den Fluss hüpfen, und nichts von diesem flüchtigen wässrigen Übergang in ihrem Leben mitbekam. Sie flogen über den Fluss, lauschten einem Song von Isaac Hayes. Unter ihren schwerbeladenen roten Heckflügeln wogte und rollte das Wasser dahin, schaukelte und überschlug sich, rang mit seiner Strömung, schüttelte seine silbrigen Schultern und bebte unter den stillen Brückenbogen hindurch.

Rund einhundertsechsfünfzig Jahre zuvor war, nicht in einem Auto, sondern mit einer Vielzahl von Pferdekutschen, der Crystal Palace mitsamt allen Dingen

darin ebenfalls über den Fluss befördert worden, vom Hyde Park zu seinem neuen Standort auf einem wilden, eichenbewachsenen Gelände auf der malerischen Kuppe des Sydenham Hill. Die Weltausstellung von 1851 war vorbei. Es bestand kein Bedarf mehr an dem protzigen gläsernen Palast mitten in Londons größter Grünanlage, also wurde er nach Süden umgesiedelt, um am Stadtrand zu glänzen und zu beeindrucken, und die Menschen legten viele Meilen zurück und überquerten sogar Ozeane, um die Tempel von Abu Simbel zu sehen, das Felsengrab von Beni Hassan, die Luftakrobatin Leona Dare, die von einem Heißluftballon schwebend Kunststücke vollführte, die exotischen Waren ferner Länder. Mumien wurden über den Fluss transportiert. Samt, Hanf und belgische Spitze. Bettgestelle aus Wien, Majolika und Terrakotta sowie beeindruckender walisischer Goldschmuck. Außerdem Kriegsschiffe, Militärgewehre, kuriose Fuß- und Handfesseln und Rhabarber-Sekt. Alles wurde langsam über das Wasser gerollt, gezogen von den Pferden, die durch Lambeth nach Lewisham trabten, die Südhänge erklommen und auf der riesigen rechteckigen Grünfläche zum Halten kamen, die künftig als Crystal Palace Park bekannt werden sollte, dessen ferne Hügelkuppen jetzt gerade im Rückfenster des roten Toyota Saloon verschwanden.

Michael hegte die Hoffnung, dass die heutige Nacht ähnlich verlaufen würde wie eine ihrer Nächte vor rund dreizehn Jahren, während ihrer ersten gemeinsamen

Monate, nachdem sie von anderen Partys heimgekehrt waren und ungeachtet des neu anbrechenden Tages und des Bedürfnisses nach Schlaf in der sanften Stille der Bettlaken ihre eigene Musik erklingen ließen, während sich draußen der Frühnebel verflüchtigte, die Sonne aufging und die Vögel zwitscherten. Sie würden das leere Haus betreten. Sie würden sich die Mäntel und Schuhe abstreifen, vielleicht noch ein wenig plaudern, dann würden sie händchenhaltend die Treppe zum Schlafzimmer hochsteigen und dort weitermachen, erst zaghaft, zögernd, dann immer ungebremster. Diamanten und Edelsteine verlieren ihren Glanz nicht. Es würde so sein, als wickelte man einen verstaubten, vernachlässigten Edelstein aus, um erfreut festzustellen, dass er immer noch glänzt. Er ließ die Hand auf Melissas Oberschenkel ruhen, damit sie diesen Glanz heraufbeschwören konnten, auch wenn er durch die Tatsache stumpf wurde, dass sie kein Gesprächsthema zu finden schienen («Hast du dich amüsiert?» »Ja. Und du?« »Ja, nett war's. Bist du müde?« »Ja. Und du?« »Nein.«). Melissa hielt den Oberschenkel ganz still, weder ermutigend noch zurückweisend. Sie fuhr die Westwood Hill hinunter, auf den Cobb's-Corner-Kreisverkehr oben an der Hauptstraße zu. Direkt vor ihnen befand sich der Hochzeitsladen, grinste mit seinen spindeldürren Schaufensterpuppen in altmodischen Kleidern anzüglich in die Nacht hinein und erhöhte den Druck einer langersehnten körperlichen Vereinigung noch. Während jener ersten Monate vor dreizehn Jahren hatte Michael

Melissa in einem Anfall von Euphorie einen Heiratsantrag gemacht, und sie hatte ja gesagt, aber bis zum heutigen Tag hatte es keine Hochzeit gegeben. Sie war irgendwo unterwegs auf der Strecke geblieben, war zunächst an ihrer mangelnden Initiative gescheitert, das Vorhaben in die Tat umzusetzen, dann am Abkühlen der Euphorie, was Studien zufolge meist nach drei Jahren geschieht, und schließlich am Schutthaufen des häuslichen Lebens, der sich vor dem Tor der Leidenschaft aufzutürmen pflegt, nachdem ein Kind geboren worden ist und das Erwachsenenleben sich endgültig als etwas entpuppt, das einen schlaffen grauen Schlafrock trägt. Vielleicht würde es eines Tages doch noch eine Hochzeit geben, dachte Melissa manchmal. Sollte es dazu kommen, würden sie in einem Gewölberaum in den alten Kolonialbauten der Universität Greenwich heiraten – sie in einem trägerlosen himmelblauen Kleid mit Schleppe, er in einem weißen Anzug, und danach würden sie als Ehepaar zum Fluss hinunterschlendern, an der Brüstung stehen bleiben und zusehen, wie das Wasser mit der Sonne tanzt. Doch in diesem Moment schien das keine realistische Vorstellung zu sein.

An jenem Frühlingstag waren sie mit all ihren Habseligkeiten und dem tretenden Baby im Bauch dort entlangefahren, während ein Blütenblatt der Friedenslilie Michaels Nase neckte. Am Hochzeitsladen vorbei, über den Kreisverkehr, die Station Approach entlang, zwischen einer Ansammlung weiterer Geschäfte hindurch, wo sie der

Verkehr ständig zum Anhalten zwang. Auf der Hauptstraße gab es sechs Friseurläden, fünf Hähnchengrills, vier Ramschläden, fünf Wohltätigkeitsläden, drei indische Take-aways, zwei Pfandleiher, einen Tätowierer, einen nigerianischen Copyshop und ein paar schmutzige Imbissbuden. Starbucks und Caffè Nero hatten hier noch nicht Einzug gehalten, und es würde vermutlich auch nie dazu kommen, obwohl ein Hauch von Aufbruchsstimmung in der Luft lag. So hatte eines der indischen Take-aways

THE TAJ

NEW YORK LONDON DELHI

auf seine verblichene Stoffmarkise gepinselt, in dem Bestreben, dank der Existenz jener fernen Niederlassungen in anderen Metropolen die Leute herbeizulocken, zu ihrem burgunderroten Tikka Masala und aufgewärmten Korma. Nahe dem Ende der Hauptstraße gab es eine Bibliothek, die immer noch an der veralteten Tradition festhielt, mittwochs Ruhetag zu machen, und nicht akzeptieren wollte, dass die Wörter ihren Schlaf zur Wochenmitte aufgegeben hatten. Daneben befand sich ein sirenenumdröhnter Kinderspielplatz in einem von Hochhäusern gesäumten Park und ein Stück weiter, an einem fünfspurigen Verkehrskreisel, wo sich der schlimmste Verkehr ballte, ein Supermarkt, etwa so groß wie Japan. Wo man sich auch befand, ob man auf Japans Parkplatz stand, neben einer Weißbirke in einer Seitenstraße oder in den umliegenden Vierteln wie

Beckenham, Catford oder Penge, sah man den Turm im Crystal Palace Park, der über der Landschaft emporragte, zwischen den Gebäuden auftauchte und wieder verschwand. Tatsächlich gab es zwei Türme – ein weiterer Turm, der noch kleiner war als der kleine Eiffelturm, stand weiter draußen auf Beulah Hill und eiferte dem ersten nach. Zusammen waren sie eine große, ferne Erinnerung an jenes längst vergangene gläserne Königreich, das nach seiner beschwerlichen Reise per Pferdefuhrwerk südlich der Themse wiederaufgebaut wurde.

Das Glas wurde neu gekauft und traf in strohgepolsterten Holzkisten am neuen Standort ein. Dreihunderttausend Glasscheiben. Eine zweihundert Hektar große Fläche. Der Palast sollte dreimal so groß werden wie sein ursprüngliches Selbst. Das Gelände war im Osten abschüssig, daher wurde ein Sockelgeschoss hinzugefügt. Das zentrale Querschiff wurde erweitert und bedurfte zweier neuer Flügel, um die Stabilität zu gewährleisten. Es gab mehrere Ausstellungssäle, den byzantinischen, den ägyptischen, den Saal der Alhambra und den Renaissance-Saal. Das Felsengrab von Beni Hassan wurde im ägyptischen Saal aufgebaut. Die Löwenstatuen wurden im Saal der Alhambra angeordnet. Nach neunzigtägiger Überfahrt nahmen der Samt, der walisische Goldschmuck, die Fesseln und der Rhabarber-Sekt allesamt ihren Platz ein. In den Volieren flatterten Vögel, in den Gewächshäusern blühten Lilien. Die Dinosaurier-Skulpturen wurden auf den Grünflächen

oberhalb des Sees platziert. Als alles fertig war, fegte man die breite Eingangstreppe, schaltete die Springbrunnen und Wassertürme ein, und das Königreich erhob sich erneut: ein Palast auf dem Hügel, ein gigantisches Glashaus mit einer glänzenden, durchsichtigen Dachkonstruktion aus Gusseisen und Glas.

Am Ende der Hauptstraße, ein paar Häuserblocks hinter der Bibliothek, bog Melissa links ab und parkte auf halber Höhe der Paradise Row auf der rechten Seite.

Das Haus war das dreizehnte in einer Reihe fast identischer Geschwister; die Häuser waren durchgehend nummeriert, gerade und ungerade Nummern nebeneinander. Es war ein schmales, weißes viktorianisches Haus mit einer schmächtigen Eingangstür und Doppelfenster. Drinnen gab es oberhalb der engen Treppe ein Dachfenster, durch das in klaren Nächten ferne Sterne funkelten. Die Zimmer waren hell, aber klein und wirkten ein wenig schief. Ein sehr kurzer Weg führte zur Haustür. Der Flur war nicht breit genug, um zu zweit nebeneinanderher zu gehen.

Das Haus hatte zuvor einem mittlerweile geschiedenen Ehepaar mit einer kleinen Tochter gehört und war im Laufe der Jahre mehrfach renoviert und umgebaut worden, was zu einer eigenartigen Gebäudestruktur geführt hatte, besonders was die Türen betraf. Jemand hatte das Badezimmer ins Untergeschoss verlegt und hinter der Küche einen Anbau errichtet, über dem ein drittes Zimmer

hinzugefügt werden konnte. Jemand anders hatte befunden, dass das vom Esszimmer getrennte Wohnzimmer einsam und eng sei, und – dem Trend zu durchgehenden Wohnflächen folgend – die Trennwand entfernt und nur einen breiten, sakralen Bogen unter der Zimmerdecke stehen lassen. Alan wiederum, der Exmann von Voreigentümerin Brigitte (bevor er ihr Exmann wurde), war zu dem Entschluss gekommen, dass eine Doppeltür so viel hübscher wäre als die kaputte Falttür, die er auf Brigittes Geheiß ersetzen sollte. Ihm schwebte vor, wie er, beispielsweise an einem sonnigen Sonntagmorgen, in seinem seidenen Bademantel die Treppe hinunter- und durch die Küche auf das Badezimmer zuschritt, und anstatt eine weitere unschöne und unromantische Plastikschiebetür aufrütteln zu müssen, würde er eine schicke weiße Doppeltür aufschwingen, mit vor Stolz gereckter Brust, erhobenem Haupt und freudigem Herzen, bereit, es mit einem neuen Tag seiner Ehe aufzunehmen. Also war er zum Baumarkt gefahren, der sich nur wenige Autominuten entfernt in einem Gebäude aus Gusseisen und Glas befand. Er hasste den Baumarkt, durchkämmte auf der Suche nach dem Material aber entschlossen die Gänge und brachte die nächsten vier Wochen mit dem Einbau seiner Tür zu. Er sägte und schliff. Er saß so lange in der Hocke, dass ihm die Oberschenkel schmerzten. Er verpasste ein Rendezvous mit seiner Geliebten. Er verletzte sich am Handgelenk. Und als am vierten Sonntag der Abend hereinbrach, eine wunderschöne, rosa gesprenkelte

Dämmerung, war das Werk vollbracht: eine Doppeltür. Eine majestätische, breite Doppeltür, die geschmackvoll Nahrungsaufnahme von Nahrungsausscheidung trennte. Brigitte würde begeistert sein. Ihr Liebesleben würde neu entfacht werden. Er würde nie wieder im Auto schlafen müssen. Doch was Alan bei der Umsetzung seines Traums nicht bedacht hatte: Für die Tür war eigentlich nicht genug Platz. In dem schmalen Flur gab es bereits zu viele Türen. Das Aufschwingen war daher weniger prunkvoll und erbaulich als gedacht, das Hindurchschreiten eine Enttäuschung. In Wahrheit hatte er ein Durcheinander aus Türen erschaffen, unter denen seine die heimtückischste war, zu morgendlicher Verstopfung führte und zum nervtötenden Verheddern von Bademantelschlaufen an Messingklinken. Brigitte war nicht begeistert. Kurze Zeit später zog Alan aus.

Melissa hatte Brigitte und ihre Tochter kennengelernt, als sie das Haus zum zweiten Mal allein besichtigt hatte (sie war noch unentschlossen, nahm im Haus eine seltsame Atmosphäre wahr, so beschrieb sie es Michael, die sie stärker beunruhigte als die Hausnummer). Brigitte, eine bedrückte Brünnette in Bürokleidung, stand steif neben dem Esstisch am unteren Treppenabsatz, während Melissa sich nach Mäusen, den Nachbarn und Einbrüchen erkundigte. Erst als sie aufbrechen wollte – Brigitte hatte gesagt, sie solle nicht in das zweite Schlafzimmer im ersten Stock gehen, weil ihre Tochter dort schlief –, löste sie sich von dem Tisch und ging in den Flur. Von oben war ein Geräusch

zu hören gewesen, jemand hatte sich dort bewegt. Melissa blickte hoch und sah oben an der Treppe, direkt unter dem Dachfenster, ein kleines Mädchen stehen. Sie war sieben oder acht Jahre alt, trug einen blauen Schlafanzug und einen gelben Bademantel. Sie war unnatürlich blass, besonders ihre Hände. Ein Strahl kühler Wintersonne fiel durch das Dachfenster auf den Kranz aus weißblondem Haar.

»Lily«, sagte Brigitte zornig, »du solltest doch im Bett bleiben!«

»Ich bin aber nicht müde«, erwiderte das Mädchen.

»Jetzt mach schon, geh wieder in dein Zimmer. Ich komme gleich zu dir.«

Doch Lily rührte sich nicht vom Fleck. Brigitte schien sich daran zu erinnern, dass Melissa neben ihr stand, und wandte sich um. »Verzeihung ... meine Tochter. Es geht ihr nicht so gut.«

»Nicht so gut«, sagte Lily im exakt gleichen Tonfall. Sie begann die Treppe hinunterzusteigen. Sie humpelte, und ihr Gesicht überzog ein leicht durchtriebenes, fast boshafte Lächeln. Brigitte wich vor ihr zurück. Als Lily die fünfte Treppenstufe von oben erreicht hatte, setzte sie sich hin und fragte Melissa: »Bist du die Frau, die endlich das Haus kauft?«

Und trotzdem, trotz allem, trotz der »seltsamen Atmosphäre« und der Hausnummer, kauften sie das Haus. Es hatte hohe Decken. Das Licht war gut. Der charmant-nostalgische Spülstein in der Küche, die überzeugende

Fußbodenheizung. Der Garten war nur ein gepflasterter kastenförmiger Innenhof, kaum größer als eine Briefmarke, aber sie brauchten ein Haus, sie brauchten ein Oben und ein Unten, damit es eine Etage zum Träumen gab und eine, zu der man zum Frühstück hinabsteigen konnte, um den neuen Tag zu begrüßen. Sie waren schon über ein Jahr auf der Suche. Sie hatten sich im Norden umgesehen – zu teuer. Sie hatten sich im Osten umgeschaut (im düsteren Walthamstow, in Chingford mit seinen öden Rasenflächen), und nur hier, auf dieser abschüssigen Straße in Bell Green, im tiefen, tiefen Süden, konnten sie sich das Obenschlafen und Untenfrühstücken vorstellen und auch leisten; ein eigenes Schlafzimmer für Ria, Bücherregale in den Erkern, die Vögel und Tänzer an den Wänden, ihre musikalischen Helden im türenüberfrachteten Flur, die Friedenslilie im Licht eines Doppelfensters.

Also entluden sie vier Monate später ihren Saloon, und auf dem neuen Fußboden des durchgehenden Wohn- und Essbereichs türmte sich ein wirrer Haufen aus allerlei Sachen. Das alte Laminat war durch einen buttrig glänzenden, lackierten Eichenholzboden ersetzt worden, gemasert von den dunklen Flecken aus dem Innern seiner Bäume. Die Wände waren aufs gründlichste mit Natron gereinigt worden, um die Spuren von Brigittes Katze zu entfernen. Weitere Katzen-Giftstoffe waren mit dem blauen Teppich auf den Stufen und Treppenabsätzen entfernt worden, den sie durch einen Teppich in einem warmen Paprikarot ersetzt hatten, passend zum Farbton der Fliesen

in der Küche und im Badezimmer. Rias Zimmer, ihr Reich, in dem vorher Lily geschlafen hatte, wurde gelb gestrichen. In diesem Zimmer würde irgendwann auch das Baby schlafen, das ununterbrochen trat und dessen Füßchen sich auf Melissas Haut abzeichneten. Das größte Schlafzimmer, auf der Vorderseite des Hauses mit Blick auf die Straße, strichen sie in einem satten dunklen, rauchigen Rot, der Farbe ewiger Liebe, der Farbe der Leidenschaft. Vor die drei Fenster kamen Bambusrollos. Die Tänzer in der Dämmerung hängten sie an die Wand gegenüber und die Vögel aus Tansania draußen über den Treppenabsatz. Ein Kingsize-Bett, neu erstanden in einem Designer-Möbelgeschäft in Camden, wurde in der Mitte des Zimmers platziert, wie ein riesiges, bulliges Schiff, und als eines Abends alles fertig war, als der Haufen abgetragen war und nur noch Kleinkram übrig blieb, der nach und nach erledigt werden konnte und ein Haus zu einem Zuhause machte – das Anordnen von Deko-Elementen, das Anbringen von Spültuchhaken –, lag Melissa in einem schwarzen Baumwollslip in der Julihitze auf die Seite gerollt da und spürte plötzlich, wie eine lange, ziehende Wehe durch ihren Körper fuhr, ziehender und gebieterischer als alle Wehen zuvor, zwei riesige Phantomhände, die sich in ihren Bauch krallten, als wollten sie ihn fortschleudern, und sie riss die schlaflosen Augen auf und starrte in die dunkle, stille Nacht hinein. Sie war am Abgrund angelangt. Sie war vollkommen allein. Die Niederkunft nahte.

Melissa entstammte einer Familie von Frauen, die der Geburt eines Kindes mit warmem, wohlwollendem Gleichmut und natürlicher Stärke entgegentraten. Ihre Mutter hatte drei Mädchen und einen totgeborenen Jungen zur Welt gebracht, in den schreienden Zeiten vor dem inflationären Einsatz der PDA. Ihre Schwestern Carol und Adel hatten alles mit schlichten Schmerzmitteln durchgestanden, waren nicht gewillt gewesen, den Geburtskanal ihrer Babys mit unnötigen Medikamenten zu verschmutzen. Sie waren Erdenmütter. Das Kind war der Steuermann, der Körper das Schiff, der Schmerz die hohe See: eine Schönheit, ein Geschenk, eine Umarmung des Universums – umarme es zurück. Melissa war keine Erdenmutter. Den Beweis dafür hatte ihre erste Entbindung geliefert: Nach drei Tagen wundervollen Umarmens des Schmerzes war Ria wie Shakespeares Macduff aus ihrem Leib herausgeschnitten worden. Diesmal war Melissa von Anfang an fest entschlossen gewesen, das Horrorhaus gar nicht erst zu besuchen, die grausame See, und sich schnurstracks zum Kaiserschnitt bringen zu lassen, bis sie sich im fünften Monat ihrer Brutzeit beim Schwangerschaftsyoga plötzlich gefragt hatte, wie es wohl wäre, die mächtigen Kontraktionen des Geburtskanals mitzuerleben, das Entleeren des geschwollenen Mutterleibs, das Heraustreten des Köpfchens. Ihre Neugier war größer geworden, und schließlich hatte sie der Hebamme verkündet, sie wolle eine VBAC, womit die Kategorie von Frauen bezeichnet

wird, die verrückt genug sind, es nach einem Kaiserschnitt noch einmal mit einer natürlichen Geburt zu versuchen, zur Vagina zurückzukehren, zu riskieren, dass die Kaiserschnittnarbe aufreißt, um zu erfahren, wie es sich anfühlt, den tiefgründigen und ultimativen Höhepunkt der Weiblichkeit mitzuerleben.

Als sie am nächsten Morgen in dem kastenförmigen Hof stand, nach einem weiteren Phantomkrallen, rief sie sich alles in Erinnerung, was ihr die Erdenmütter geraten hatten, was auf ihrer VBAC-Hypnose-CD gesagt worden war, im Geburtsvorbereitungskurs, in dem Schwangerschaftsyoga-Buch, das Carol ihr geschenkt hatte, und ließ zu, dass die *Empfindungen* - nein, nicht Schmerzen, es waren *Empfindungen* - sie sanft geleiteten, zum Horrorhaus, das die Hypnose-CD ihr vergeblich als gütiges und entspanntes Meeresufer zu verkaufen versucht hatte, als einen *netten ... sanften Spaziergang ... an der ruhigen ... Küste entlang*. Sie wiegte sich, summte und atmete angesichts der Schwere der ihr bevorstehenden Erfahrung; jedes Phantomkrallen eine Ballade, jedes Heben und Senken ein Jazzstandard, der mit ihrem Atem an- und abstieg; sie beschwor das Bild von dem hilflosen, harmlosen kleinen Jungtier herauf, das ebenso schreckliche Angst hatte wie sie. Stell dir nur vor, wie das sein muss, hatte eine Erdenmutter als Vermerk auf das Cover der CD geschrieben, ein schwebendes kleines Etwas zu sein, eingehüllt in warme, schützende Dunkelheit, und mit einem Mal beginnt das Wasser zu beben und zu ruckeln, und es

wird mit diesem gewaltigen, schwierigen Übergang in die *Welt* konfrontiert, in die lärmende, turbulente scharfkantige *Welt*. Hättest du da keine Angst? Würdest du nicht auch am liebsten bleiben, wo du bist, und jeden erdenklichen Widerstand leisten? Wenn Mutter und Kind im Geist zusammenarbeiten, wenn zwischen ihnen eine emotionale Verbindung und Zuneigung besteht, wird der Übergang leichter, hatte sie gesagt. Also klammerte sich Melissa mit Geist und Herz an das Bild von der Angst und der Zwangslage, in der sich ihr wehrloses Junges befand, während die *Empfindungen* von ihrer Körpermitte in jeden Teil von ihr ausstrahlten, die Beine hinunter und um die Hüften herum, besonders *empfand* sie es in ihrem Rücken, wo sich eine harte Metallplatte bildete. Sie summete und pustete. Sie watete elefantös auf und ab, hörte dabei Jeb Loy Nichols, dachte an die positiven Dinge, die vor ihr lagen, zum Beispiel dass sie bald Zumba machen könnte und wieder Größe 36 tragen würde. Ihr Plan sah vor, selbst mit den Empfindungen umzugehen, in der Vertrautheit ihrer eigenen vier Wände, bis sie »zu herausfordernd« wurden und sie medizinischen Beistand brauchte. Babys mögen keine Krankenhäuser, so die Ansicht der Erdenmütter. Darin wimmelt es nur so vor Geburtszangen, kontraproduktivem Stress und vorschnellen Eingriffen, weshalb sie so lange wie möglich gemieden werden sollten.

Gegen Mittag dachte Melissa allerdings, dass Krankenhäuser vielleicht doch keine so schlechte Erfindung waren. Bestimmt war es fast so weit, bestimmt

war der Muttermund schon mehrere Zentimeter geöffnet, was für Empfindungen! Michael war von der Arbeit nach Hause gekommen, bedachte sie mit demütigen, liebevollen Blicken und suchte die Taschen zusammen. Er stand auf der anderen Seite der Schlucht, war ein Freund in der Ferne, notwendig und nutzlos zugleich. Von dort, wo er stand, konnte er ihre Pracht und ihr Erblühen sehen. Sie war das Haus, das ihre Zukunft beherbergte, sie war eine Lebensspenderin, eine Naturgewalt. Er war eingeschüchtert und hatte gleichzeitig Mitleid mit ihr.

»Erinnere mich daran, nicht zu dir ins Auto zu steigen, wenn ich das nächste Mal in den Wehen liege!« Wie ein Betrunkener brettete er über die Bremsschwellen. Er war hypernervös und hasste Autofahren, selbst wenn er nicht nervös war. Melissa lehnte sich auf dem Beifahrersitz weit zurück, während eine weitere Wehe durch sie hindurchfuhr. Sie klammerte sich am Fensterrahmen fest, sanfte Sommerluft rauschte vorbei, das nachmittägliche Sirenengeheul im Süden, weitab davon die fernen Türme. Sie parkten auf einer Seitenstraße in Camberwell, weil der Krankenhausparkplatz voll war, und sie watete, watschelte, von Michael gestützt, in das drohende Gebäude mit den Spiegelfenstern und Schiebetüren hinein, wo eine indische Ärztin mit traurigen Augen ihnen mitteilte, es sei an der Zeit, sich zum Entbindungszimmer zu begeben. Sie schickte sie per Aufzug in den dritten Stock, wo sie neben zwei anderen naturgewaltigen Frauen im Wartebereich Platz nahmen. Seltsam, dass Wartezimmer auch in einem